

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 27

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Gesamtkunstwerk

Künstler aller Zeiten und der verschiedensten Richtungen haben sich immer wieder um das Gesamtkunstwerk bemüht; das heisst um ein Werk, das nicht nur einen Augenblick festhält, eine

Von Ingeborg Rotach

Stimmung oder ein Bild, sondern das darüber hinaus ein Lebensgefühl einzubeziehen versteht, die Angst und die Hoffnung, die Verzweiflung und die Freude, alles, was den Menschen erst zum unverwechselbaren Individuum macht.

Nun braucht man nicht unbedingt Künstler zu sein, um sich in einem solchen Werk auszudrücken. Ein köstliches Essen, stilvoll serviert, kann ebenso ein Gesamtkunstwerk sein wie der leintuchgrosse Vorgarten meiner Nachbarin, der vom Frühling bis zum Herbst in beispielloser Pracht blüht und duftet und viel über seine Besitzerin aussagt.

Einem wirklich seltenen Gesamtkunstwerk bin ich kürzlich ganz unerwartet begegnet. Wegen einer lästigen Bagatelle musste ich einen Spezialarzt aufsuchen. Die Praxis ist in einer alten Backsteinvilla untergebracht, in einem Haus mit Türmchen, Zinnen und Balustraden, das wie ein seltsames «Kleinschwanstein» mitten im brausenden Verkehr steht.

Feierliches Dämmerlicht, der farbigen Jugendstilfenster wegen, herrschte in der Eingangshalle. Ein paar Stufen führten zu einem schreinähnlichen Tisch hinauf, der in der Vierung des Treppenhauses stand. Eine riesige, weissblühende Pflanze war der Hintergrund für ein zartes, rotblondes Geschöpf, das dort unbeweglich, wie eine Priesterin, thronte, versunken in Gedanken oder in den Anblick seiner milchweissen, schmalen Hände. Chopin hätte jetzt gut gepasst oder Louis Spohr. Mein Gruss jedenfalls

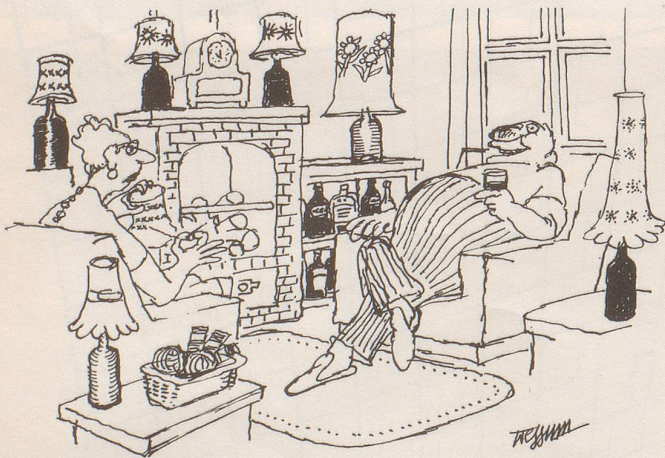
wirkte unharmonisch, wie ein Krächzen, und wurde offenbar auch so empfunden.

Die Schöne schlug die Augen vorwurfsvoll zu mir auf, deutete auf eine Karte, und ich verstand sofort, dass ich sie auszufüllen hatte. Dann wies sie auf eine Tür mit der Aufschrift «Wartezimmer». Auch das verstand ich ohne weiteres und betrat einen zitronengelben, lichtdurchfluteten Raum mit weissen, leichten Korbmöbeln. Es war ganz still im Haus; kein Laut war zu hören; die Vorhänge bauschten sich leise; und es hätte mich nicht gewundert, wenn mir ein distinguiert Butler einen komplementärfarbenen Drink serviert hätte. Statt dessen wurde ich bald darauf ins anschliessende Sprechzimmer gebeten. Alles war meergrün hier; vom zartesten Pastell der Vorhänge bis zum kräftigen Blaugrün der Wände, das sich übrigens wunderbar im «Chagall» über dem Schreibtisch

wiederholte. Leider blieb mir nicht genügend Zeit, alles gebührend zu bewundern: Der hereinkommende Arzt machte meiner Besichtigung ein Ende. Er war gross und schlank und braungebrannt und sah genau so aus, wie Ärzte in Arztfilmen auszusehen pflegen. Sein ebenfalls zart meergrüner Arztmantel sass tadellos und war sicher von einem erstklassigen englischen Schneider für ihn angefertigt worden.

Es kam mir ganz unangebracht, ja geradezu unanständig vor, hier von meiner Bresthaftigkeit zu sprechen. Doch er schien es nicht übelzunehmen, bestand sogar darauf, die schmerzende Stelle anzusehen und zu betasten. Dann öffnete er eine der meergrünen Vitrinen, nahm ein rundes Döschen heraus, erklärte mir die Anwendung der Salbe und deren Heilwirkung und geleitete mich höflich hinaus in die Halle, wo mein Mantel mausgrau und seltsam stillos am Haken hing.

Die Rotblonde schrieb mich für einen Kontrollbesuch in vier Wochen ein; ich glaube, ich werde dann etwas Senfgelbes anziehen.



«Gut, dass beide von uns ein Hobby haben. Das hat unsere Ehe gerettet.»

Wer Augen hat zu sehen ...

Im Moskauer Flughafen müssen wir noch den Zoll passieren, dann wartet ein Frühstück auf uns, und danach können wir nach Hause fliegen. «Geh du voran», sagt meine Tochter Christine, «nimm dich zusammen und lach bitte nicht! Hilf mir, wenn etwas schiefliegt.» Und ob!

Ihre Photos auf Pass und Visum stimmen nicht überein,

zudem trägt sie an diesem Morgen eine Perücke im Afrolook, weil einfach die Zeit nicht mehr reichte zum Haarewaschen. Beat, unser Reiseleiter, schenkt ihr bewundernde Blicke und ahnt nichts «Unechtes». Weniger bewundernd ist dann der starre Blick des Zöllners. Streng mustert er Pass und Visum und das Mädchen Christine. Bereits acht Minuten dauert diese Betrachtung, und langsam werden wir ungeduldig. Zwar kann ich den Beamten verstehen; es wird ihm nicht leicht gemacht. Das Visumphoto wurde im Automaten geknipst,

die Haare erscheinen lang und schwarz. In Natura aber sind sie blond und kurzgeschnitten, so, wie es das Passphoto zeigt. Und nun noch diese Afro-Perücke in rötlichem Glanz! Der Zollmensch telefoniert herum, ein Polizist mit Pistole erscheint aufgeregt, ein weiteres männliches Wesen mit ordengeschmückter Uniform gesellt sich dazu, und jetzt sind es sechs Augen, die nicht wissen, was sie sehen. Beat winkt ungeduldig, das Frühstück wartet, und die Flugmaschine steht auch schon da.

Ich werde langsam wütend. Die müssen doch wahrnehmen, dass Christines Züge mit denen auf den Bildern übereinstimmen, dass die Augen blau sind, dass die Körpergrösse recht ist. Das mit den Haaren geht die überhaupt nichts an! Wer sind wir denn! Ich schimpfe auf schweizerdeutsch, verlange, dass man uns endlich ziehen lässt, und überhaupt: «Wir haben Hunger.» So. Unser Dialekt hat nämlich schon öfter gewirkt in Russland. «Ctprtzlfgnhje» oder so sagt der Polizist und schaut mich schmunzelnd an. Dann beginnt er wieder zu telefonieren, und nun habe ich endgültig genug. «Nimm

das Zeug von deinem Haupt!» sage ich zu Christine. Entsetzt starrt sie mich an. «Niemals», antwortet sie und schielt dabei zu dem smarten Beat. «Los, runter damit, sonst stehst du nächstes Jahr noch hier!» – Ich verstehe nun wirklich keinen Spass mehr; der ganze Quatsch geht mir auf die Nerven. Da hebt Christine langsam die Arme hoch. Mit einem Ruck reisst sie die Lockenpracht vom Kopf und legt sie herausfordernd dem Zöllner vor die Nase. Die drei Männer beugen sich interessiert darüber, berühren mit den Fingerspitzen den rötlichen Prunk, nicken und tuscheln. Jetzt ist alles klar; einstimmig verkünden sie: «Synthetika!» Wir können gehen. Der Fall ist erledigt. *Leni Kessler*

Dieb im Krankenhaus?

Grossmutter ist aufgebracht. Es werde im Spital gestohlen. Das Portemonnaie von Grossvater sei verschwunden. Schon von anderer Seite habe sie erfahren, dass man jetzt nicht einmal mehr im

Krankenbett vor Dieben sicher sei.

Als sich Grossvater vor einem Jahr in Spitalpflege begeben musste, hatte er Heimweh. Er fühlte sich ausgeliefert und wünschte sich ein Portemonnaie, das wenigstens den Betrag eines Trambilletts enthalte. Wenn er es bei sich habe, sei es ihm möglich, allein heimzukehren, wenn es die Gesundheit erlaube. Einer der Söhne schenkte ihm daraufhin zehn Franken, und Grossmutter brachte Grossvaters Portemonnaie von zu Hause mit.

Da war er froh. Er glaubte, damit eine gewisse Unabhängigkeit zurückerobert zu haben. Die Krankheit aber ergriff ihn mehr und mehr. An eine Heimkehr war nicht mehr zu denken. Trotzdem nahm er das Portemonnaie täglich an sich, prüfte seinen Inhalt, schloss es und legte es so beiseite, dass es für ihn sichtbar blieb. Später, als sein Körper abmagerte, legte eine der Schwestern den Eherring, den er nicht mehr tragen konnte, zum Geld hinein. Beides blieb sein Schatz, den er in lichten Augenblicken zu sehen wünschte: sein einziges, noch verbliebenes Gut, das Tramgeld und der Ring aus Gold.

Und jetzt soll der Schatz entwendet worden sein! Grossmutter kann und will sich nicht damit abfinden. Jede Schwester, jeden Pfleger spricht sie darauf an. Immer wieder räumt sie die Schublade des Nachttisches aus und sucht im Schrank danach. Erfolglos. Bitterkeit entsteht. Die Phantasie schäumt über. Unschuldige Personen werden verdächtigt.

Dann wird Grossvater in ein Pflegeheim gebracht. Grossmutter ist untröstlich, dass dies geschieht, bevor der Verlust des Portemonnaies aufgeklärt worden ist.

Bald danach stirbt Grossvater. Er braucht nun kein Fahrgeld mehr, aber Grossmutter wünscht sich nichts sehnlicher als den verschollenen Ring. Den möchte sie jetzt, als Zeichen ihres Witwenstandes und als Andenken an den geliebten Menschen, tragen. Hartnäckig macht sie sich erneut auf die Suche. Wieder klopft sie im Krankenhaus an. Sie besucht die Abteilung, in der ihr Mann gepflegt worden ist, meldet sich auch bei der Fürsorgerin. Jede Person, die sich mit ihr einlässt, wird eindringlich gebeten, ihr zu helfen. Das Geld, sagt sie grosszügig, könne sie verschmerzen, nicht aber den Ring. Irgendwo

müsse der zu finden sein. Schliesslich schickt die Fürsorgerin sie in die Zentralwäscherei. Vielleicht, sagt sie, sei der Ring in eine Leintuchfalte gefallen und ungesehen in die Wäsche gelangt.

Neue Hoffnung. Danke für diesen Rat! Keine Sekunde zögert Grossmutter. Sofort macht sie sich auf, geht der neuen Fährte nach. Bald steht sie vor dem Schreibtisch einer Verantwortlichen in der Spitalwäscherei. Das Anliegen ist rasch vorgebracht, die Spannung gross. Die Frau in der weissen Schürze zieht eine Schublade, in der Fundgegenstände aufbewahrt werden. Da liegen Taschentücher, Schreibstifte, ein Taschenmesser, sogar eine Uhr und anderes Kleinzeug. Ein schwarzer, zerknitterter Lederknäuel ist auch dabei. Der Grossmutter entfährt ein Schrei: «Das Portemonnaie!» Ja, es ist's. Sie greift danach, öffnet es: zehn Franken, frisch gewaschen, leicht gebleicht, und der Ring – gefunden!

Unglaublich, aber wahr.

Rita Lorenzetti

So ist es nicht gemeint

Jeden Mittag treffe ich an der Bushaltestelle ein geistig behindertes Schulmädchen. Es spricht alle Leute an, fragt sie nach ihrem Namen und ihrer Adresse und bittet sie dann um etwas Geld, weil es sich Süßigkeiten kaufen möchte.

Fast alle Leute, die angesprochen werden, hören dem Mädchen leicht verlegen zu, geben ihm nur ungerne oder zögernd Antwort auf seine Fragen und greifen dann erleichtert zum Geldbeutel. Das ist zu verstehen.

Es ist nicht immer besonders angenehm, wenn man von einem auffällig aussehenden, offensichtlich behinderten Mädchen einfach angesprochen wird. Da gibt man lieber fünfzig Rappen und ist die Kleine los, als dass man sich wirklich um sie kümmert.

Dürfen Mütter ihren Kindern im Supermarkt alle Süßigkeiten kaufen, nur damit sie nicht losbrüllen? Müssen sie nicht die Blicke der Kassiererin, das Kopfschütteln der anderen Kunden ertragen, ihr Kind an der Hand nehmen, es halt brüllen lassen, wenn es vernünftigen Erklärungen nicht zugänglich ist? Ziehen

sie sonst nicht kleine Tyrannen auf?

Was soll das behinderte Mädchen mit der Erfahrung, dass es von allen Leuten, die es anspricht, Geld bekommt? Es wird, das ist doch klar, weiterhin jeden Menschen, dem es begegnet, vertrauensvoll ansprechen, wird wohl auch mit ihm gehen, wenn er ihm etwas verspricht. Das kann für das Kind sogar gefährlich werden, vor allem, wenn es ein junges Mädchen geworden ist. Schädlich ist es auf jeden Fall. Süßigkeiten können nicht die Zuwendung ersetzen, die jedes Kind braucht. Es ist einfacher, geht schneller, dem

Kind ein Geldstück zu geben und es dann erleichtert im nächsten Bäckerladen verschwinden zu sehen, als ihm eine Geschichte zu erzählen. – Das Geschriebene gilt für gesunde und behinderte Kinder.

Niemand kann dem behinderten Kind einen Vorwurf machen, weil es jedermann anbettelt. Auch seine Eltern können nichts dafür. Der Vorwurf richtet sich gegen jene Leute, die gedankenlos die Geldbörse ziehen, um sich nicht mit dem behinderten Mitmenschen auseinandersetzen zu müssen.

Barbara Jung

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Verlorene Hoffnung (Nebelpalster Nr. 22)

«Stell Dir vor, die Bewegung (Abendstern) macht die Nacht des Hasses, der Zwietracht, der Misgunst zum Tag des ruhigen Seins!» So Ilse Frank im Brief an Annett: «Friede auf Erden».

Da kommen mir Kindheitserinnerungen. Nämlich an einen von uns umschwärmten Lehrer in der Mädchensekularschule von Bern – das gab es damals noch. Er erzählte uns vom Völkerbund, der in Genf gegründet worden sei, da solle man mitmachen, das sei die Lösung, der werde endlich den Weltfrieden bringen. Das war – ich bin schlecht in Jahrgängen – vor dem Zweiten Weltkrieg. Der Völkerbund hat, wie wir alle wissen, nicht geholfen, der zweite, schreckliche Weltkrieg brach aus. Ich erinnere mich: Als ich erfuhr, jetzt sei Krieg, wollte ich das einfach nicht glauben. Chamberlain hatte uns doch den Frieden für unsere Zeit versprochen. Und der Krieg kam doch.

Wenn heute Friedensmärsche und Demonstrationen angesagt werden, belächelt man sie und stellt sie automatisch in die linke Ecke. Traurig, aber wahr. Angesichts der Weltlage und der Kriege an allen Fronten fällt es immer schwerer, an einen Dauerfrieden zu glauben. «Aber eventuell nach dem unerschrockenen Einsatz von ein, zwei Generationen», wie Ilse Frank meint. Ich weiss nicht: Wenn ich an die Fussballschlacht von Brüssel denke, wie bestialisch es da zugeht, fällt es mir schwer, an das Gute im Menschen zu glauben. Damals, als unser Lehrer begeistert vom Völkerbund sprach, hatte ich grosse Hoffnung; inzwischen ist sie mir verlorengegangen. «Abendstern» – zu schön, um wahr zu sein.

Hedy Gerber-Schwarz

Schwachsinn (Nebelpalster Nr. 22)

Die Verfasserin bezeichnet sich am Schluss des Artikels «Friede

auf Erden» als Traumgefährtin – und hat sich damit zutreffend etikettiert. Ihre Ansichten könnten tatsächlich Inhalt eines Traumes sein, die mit der Wirklichkeit leider wenig zu tun haben.

Zur Goebbels-Frage im Sportpalast, «Wollt ihr den totalen Krieg?»: Es ist wohl bekannt, dass bereits an der Veranstaltung ein Band mit Applaus eingespielt wurde, um die gewünschte Wirkung zu erzielen; man ahnte, dass das «totale Ja» so lautstark nicht ausfallen würde. Mit wenig Intuition kann sich ein heutiger Zeitgenosse vorstellen, was damals mit einem der offiziellen Wahrheit Widersprechenden geschehen wäre.

«Ich grübele, weshalb ein einziger Mann ins Feld zieht.» ... «Jedes Volk müsste den Ruf zu den Waffen überhören, den Marschbefehl übersehen. Denn: Was hat einer davon, wenn er für Vaterland und Führer ins Gras beisst?» – Da wäre vieles zu sagen, doch nur so viel: Die Engländer, die Amerikaner, die Russen (trotz Stalin) wussten sehr wohl zwischen Vaterland und Führer zu unterscheiden! Wären sie damals einer Ilse gefolgt, könnte die heutige Ilse ihre Träumereien nicht zu Papier bringen.

Die weiteren schwachsinnigen Rezepte nach Organisation «Abendstern»: wundervolle Utopien – wie sie auch im Christentum, im Marxismus und in anderen Religionen enthalten sind –, die im realen Leben mit unvollkommenen Menschen in das Recht des Stärkeren, das heisst in ein Chaos mit unvorstellbarer Brutalität, ausarten müssten. Ohne Gesetz, ohne Polizei und leider auch ohne Militär kann ich mir keine lebenswerte Gesellschaft vorstellen.

«Wir Evastöchter sind keine Engel, verspüren Aggressionen wie alle nach Selbständigkeit trachtende Kreatur.» ... Darin möchte ich auch die Söhne Adams einschliessen, mit dem Schlusswort: Eben.
Max Schärer, Aarau